

## Mac Jeffries kritisches Abenteuer...

Eine amerikanische Episode — erzählt von Friedrich Steiner

Als Mac Jeffries das Abteil der Pacific-Mailway betrat, war er angenehm enttäuscht: die junge Dame, in dem sportlich betonten Kostüm, eine kleine bunte Wollmütze etwas herausfordernd auf den Kopf gesetzt, wird ihm zweifellos die lange Fahrt von Frisco bis New York verkürzen. Wie er jetzt mit etwas ungelinder Verbeugung und distinktem Lächeln sich erkundigt, ob der gegenüberliegende Fensterplatz noch frei sei, mustert ihn das Mädel mit einem merkwürdig prüfendem Blick aus ihren grüngrau schillernden Augen.

Jeffries hat nach Möglichkeit seine langen Beine verjant. Das ausgeblähte Luftkissen gibt seinem Kopf die nötige weiche Unterlage. Während Jeffries bedächtig eine lange dunkle Mexikaner, seine Lieblingszigarre, anzündet, gleichen seine Blide wohlgefällig über die schlanken, seidenbestrumpften Beine der jungen Dame. Zwar nimmt das „Gir!“, wie Jeffries jactundig seine Reisebegleiterin tituliert, von ihm zunächst keinerlei Notiz. Sie starrt eisrig in eine Zeitschrift, knabbert nervös an ihrem Bleistift und scheint in die Lösung eines Kreuzworträtsels verknüpft. In das Coupé ist die Dämmerung eingefallen. Die Landschaft zieht wie eine „verregnete“ Filmrolle am Fenster vorüber. Der Zug rollt. Lautlos sicken die Minuten herab.

„Dann“, muß das Mädel gedankt sein, kriecht doch schon eine Ewigkeit in dem Dost herum“, überlegt Jeffries, dabei will er seinen etwas steifgewordenen Beinen eine bequemere Lage verschaffen und trifft bei dem Situationswechseln mit dem seitigen Stuhl des „Gir!“ zusammen. „Veg hour pardon — hab' Sie doch nicht ernsthaft verlegt?“ Jeffries kneift das linke Auge zusammen und betrachtet sehr herausfordernd die junge Dame, die ihre Beine erschrocken hochzieht.

„Was wollen Sie von mir?“ Die Stimme des „Gir!“ klingt unwillig und erkaunt. Jeffries erhebt sich: „Mac Jeffries — fahre nach New York — wollte durchschlafen — entdeckte ganz zufällig ihren entzündenden Kopf hinter diesem Coupéfenster; überlegte: charmante junge Dame — könntest dich mit ihr sicherlich nett unterhalten...“ Nach dieser kunstvollen Rede hat sich Jeffries in seine Polster zurückfallen lassen. Das Mädel nicht höflich, läßt ihre grüngrau schillernden Augen über Jeffries' hageres, intelligentes Gesicht gleiten und lächelt sonderbar: „Mister Jeffries, ich glaube Sie haben sich getäuscht. Sie werden sich vermutlich in meiner Gesellschaft herzlich schlecht amüsieren...“

Jeffries zieht die linke Augenbraue hoch und schiebt die Mexikaner in den rechten Mundwinkel: „Sind Gnädigste vielleicht Männerfeindin...?“

„Lassen Sie diese einfältige Anekdote. Ich bin ein kleines Mädel von der Revue, dem es verdammt schlecht geht, und das ohne einen Cent nach New York fährt...“ und dann in gereiztem Ton: „Aber ich laß mich nicht unterliegen — ich schaff's — jawohl, Mister Jeffries!“

Mac Jeffries ist sichtlich benommen von dieser etwas wirren Erklärung der jungen Dame und atmet erleichtert auf, als jetzt die helle Dedenbeleuchtung aufblinzt.

„Vielleicht kann ich für Sie irgendetwas tun in New York, wenn Sie etwas lebenswichtiger zu mir sind.“ Die grüngrau schillernden Augen sehen ihn verachtungsvoll an: „Danke, Mr. Jeffries. Wenn Sie aber wirklich so hilfsbereit sind, dann passen Sie auf: ich taxiere, Sie sind ein wohlhabender Mann;“ dabei fixiert das Mädel den Platzierung mit dem erbsengroßen Brillanten an Jeffries' Finger. „Sie müssen mir helfen — und zwar sofort. Ich brauche dringend tausend Dollar...“

Jeffries hat vergessen an seiner Mexikaner zu ziehen: „Bescheidenheit scheint nicht ge-

### Vor der Wende

Ich hab' es mir zum Trost erkonnen  
In dieser Zeit der schweren Not,  
In dieser Wüstenzeit der Schritte,  
In dieser Zeit von Salz und Brot.

Ich sage nicht, es muß sich wenden.  
Und heiter wird die Welt erheben,  
Es kann der echte Keim des Lebens  
Nicht ohne Frucht verloren gehn.

Der Klang von Frühlingsgewittern,  
Vor dem wir schauernd sind erwacht,  
Von dem noch alle Wipfel rauschen,  
Er kommt noch einmal, über Nacht!

Und durch den ganzen Himmel rollen  
Wir dieser leiste Donner Schlag;  
Dann wird es wirklich Frühling werden  
Und hoher, heller, gold'ner Tag.

Theodor Storm.

rade Ihre Haupttaugend. Na schön — wenn ich mich nun weigere, Ihnen diese tausend Dollar zu geben — nicht aus Geiz — sondern weil ich für mein gutes Geld was Gutes haben will...“ er kneift wieder das linke Auge zu und verzicht sein blaßes Sechsbundsgesicht zu einer unverschämten Grimasse.

„Sie können sich nicht weigern, wenn Sie ein Gentleman sind!“ Ihr Gesicht hat einen entschlossenen, fast unbeimlichen Ausdruck bekommen: „Schließlich habe ich ein Mittel, Sie zu zwingen, mir das Geld zu geben!“

Jeffries empfindet den raschen Wechsel von tödlicher Langeweile in plötzliche Spannung als angenehmen Reiz: „Und würden Sie mir entgegenkommenderweise dieses Mittel verraten?“

Das „Gir!“ ist aufgesprungen, steht dicht vor Jeffries. Ein leuchtendblauer Blumen-geruch entströmt seinen Kleidern: „Distriktes Parfüm,“ stellt Jeffries befriedigt fest.

„Ich gebe Ihnen jetzt fünf Minuten Zeit, mir den Scheck über tausend Dollar auszustellen — dann zieh' ich die Notbremse!“ Ein affektiertes Lachen begleitet diese komische Drohung. Jeffries überlegt blühschnell: unter Umständen kann mich diese Affäre ins Zuchthaus bringen. Das Mädel ist zu den unmöglichsten Aussagen fähig. Schon will er einlenkende Worte sprechen, da durchzuckt ihn ein Gedanke. Lächelnd deutet er auf die Notbremse: „Bitte sich zu bedienen, Gnädigste. Nach Ihrem Verhalten haben Sie unbedingt Anspruch auf diesen Titel!“ „Wollen Sie mir die tausend Dollar geben?“

Jeffries verneint höflich. Da kreischt das Mädel grell auf, reißt sich die bunte Wollmütze vom Kopf, fährt sich wie toll geworden durchs Haar und mustert mit bössartigen Blicken den friedlich rauchenden Jeffries: „Sie wollen wirklich nicht zahlen?“

Jeffries schweigt. Mit kräftigem Rud hat das Mädel seine hellseidene Sportbluse aufgerissen, daß die feine Unterwäsche hervorsteht. Mit spigen Nägeln bearbeitet das „Gir!“ sein schön geschminktes Gesicht.

„Sie scheint endgültig verrückt geworden zu sein“, durchzuckt es Jeffries, während er hingucken an seiner Mexikaner lüchelt. Der Arm des Mädels hat nach der Notbremse gegriffen. Ein zitternder Ruck, erschreckte Rufe, anstößelnder Lärm, der übertrönt wird von den gellenden Hilferufen des „Gir!“ Der Zug hat gestoppt. Die Coupétür wird aufgerissen. Mit einem Verzweiflungsschrei hat sich das Mädel auf den einretrenden Beamten gestürzt: „Gott sei Dank, gerettet...!“ und auf Jeffries deutend, „er hat einen schändlichen Angriff auf mich gewagt... gerade im letzten Augenblick...“ — der Reiz des Tages erjüht in einem frampfhafte Schluchzen.

„Verzügen Sie sich, meine Dame. Sie sieben unter unserem Schutz.“ Er hat das Mädel zur Tür gebracht. Vom Gange her hört man Bettwütschungen und drohende Rufe. Bevor der Schaffner die Tür schließt, bedeutet er dem starr dastehenden Jeffries sich ruhig zu verhalten. Der begleitende Polizeibeamte sei von dem Vorfall bereits benachrichtigt.

Etwas später wird die verschlossene Abteiltür geöffnet. Ein kleiner unterlegter Mann mit energischen Gesichtszügen steht im Turtakmen. Er erteilt leise einen Befehl, ebe er sich an Jeffries wendet: „Henderson“, stellt er sich vor und präsentiert seine Marke. Er hat einen Bloß hervorgezogen: „Ihr Name?“ — „Mac Jeffries aus Frisco.“ —

„Sie belennen sich schuldig, den Mordfall auf die junge Dame verübt zu haben?“ —

„Nein — dazu fehlte mir leider die Zeit.“ Hendersons Kopf ist rot angelaufen: „Jeffries — in Ihrer Situation überz man nicht. Der Spah, den Sie sich mit der jungen Dame geleistet haben, kann Sie zwei Jahre Zuchthaus kosten, wenn Ihnen nicht mildernde Umstände zugestanden werden.“

„Die nehme ich für mich gar nicht in Anspruch. Aber vielleicht darf ich jetzt Ihre ge-

schäpste Aufmerksamkeit auf diesen unsehzbaren Gegenstand lenken?" Er präsentierte die fast zu Ende gerauchte Zigarre. „Man braucht wenigstens zwanzig Minuten, um diese schwere Mexikaner aufzuräuchen. Nur darf man dabei keinen Heberfall auf eine junge Dame machen, sonst geht diese schöne Aschenkerze zum Teufel. Haben Sie begriffen, Mister Henderson?“

„Allerdings eine überraschende Wendung, aber einigermaßen einleuchtend. Und wie erklären Sie den sonderbaren Zustand der jungen Dame — die zerrissene Bluse und das zertrübte Gesicht?“

„Ein wohlüberlegter Trick, dem der Erfolg nur deshalb verjagt geblieben ist, weil ich zufällig ein leidenschaftlicher Raucher bin...“

Henderson runzelte die Stirn: „Also eine ganz gewöhnliche Erpresserin. Es liegt jetzt bei Ihnen, ob ich diese Dame festnehmen lassen soll?“

„Anfänglich, Mister Henderson — erstens war das ganze ein typischer Verzweiflungssakt und keine Erpressung und zweitens ist das Mädel keine gewöhnliche Erpresserin, sondern ein außergewöhnliches schauspielerisches Talent.“

„Und was soll mit dem Mädel geschehen?“

„Wenn die Kleine erst bernünftig geworden ist, will ich mit ihr sprechen. Vielleicht kann ich sie bei meiner Filmgesellschaft unterbringen. Und wenn wir mit ihr Glück haben, werden Sie das Mädel in ein paar Monaten auf der Leinwand sehen. Mister Henderson, als eine neue Spielart des weiblichen Vamp...“

## Unser Theater

*Es ist war Theater ungeheures Beden  
Des Menschen, in des alten Schicksals Bein.  
Dann war es Spiel mit Menschen, schöner  
Schein.*

Was kann Theater heute sein? Das Leben.

*Denn nicht wie Vögel, die darüber schweben,  
Bald schwarz von Donnertragit fernhin  
schrein,*

*Bald possenhast wie weiße Lämmerlein  
Uns in den falschen Happy-Himmel heben —:*

*Die Bühne steht auf Erden, in der Zeit.  
Sie läßt sich vom Geschehen rindurchwehen  
Und will sich doch auf eigener Achse drehen,  
Hier kämpft der Traum der Kunst um Wirk-  
lichkeit.*

*Theater kämpft, mit zwangloser Gewalt,  
Und seine Taten werden sich uns lohnen,  
Wenn, ungenannt im Index der Personen,  
Die Freiheit mitspielt, eine Haupt-  
gestalt.*

Alfred Wolfenstein.

## 5000 Jahre Osterei

Wie ist das denn möglich? So alt ist das Osterfest doch überhaupt noch gar nicht! Allerdings, so lange gibt es wirklich noch kein Osterfest. Aber das Osterei als Symbol des Frühlingsfestes ist trotzdem gut 5000 Jahre alt. Denn es hat längst vor der christlichen Epoche bestanden. Und selbst heute sind es durchaus nicht nur christliche Völker, denen das Ei tiefstes Sinnbild des Werdens und der Auferstehung in der Natur bedeutet. Gerade das Ei gehört zu den Symbolen, die überall in der Welt zugleich gültig sind, nicht weil der eine sie vom andern übernimmt, sondern einfach, weil die sinnvolle Bedeutung aus dem Gegenstande selber spricht.

Ägypter und Chinesen, Perser und Griechen, Kelten und Römer haben das Ei bereits in den Mittelpunkt ihrer Frühlings- und Fruchtbarkeitsfeste gestellt. Nach der indischen Legende entstand die ganze Welt aus einem Hühnerei. Im ägyptischen Tempel von Elephantine stand die Bildsäule einer Göttin, die als Sinnbild der Weisheit einen Sperber auf dem Haupte trug. Aus ihrem Munde aber entsprang, Sinnbild der Fruchtbarkeit, ein Ei. Unter den vielen Legenden, die den Ursprung der Welt im Ei sehen, ist vielleicht eine der eindrucksvollsten jene finnische Erzählung, die folgendes berichtet:

„Ein geheimnisvoller Vogel legt ein Ei auf die Arnie von Vainamain, der es sich entwickeln läßt und dann ins Wasser wirft. Das Ei zerbricht. Der untere Teil bildet die Erde, der obere den Himmel; das flüssige Weiß wird zur Sonne, das Gelbe zum Mond, und die Schuppen der in tausend Stücke zerbrochenen Schale werden in Sterne verwandelt.“

So finden sich in zahllosen, uralten Bräusen und Kunstformen die Eier wieder, übrigens nicht immer nur die Hühnereier, sondern auch die Eier verschiedener anderer Vögel, wie vor allem das Straußenei.

Römische Frauen trugen in der Ceresprozession, die um die Frühlingssonnenwende stattfand, ein Ei in der Hand. Auf einem öffentlichen Platz in Rom wurden um die Frühlingszeit 100 Eier verbrannt, um die Luft zu reinigen und die Stürme abzuhalten.

Auch in den jüdischen Osterbräusen spielte das Ei eine Rolle. Ein hartgekochtes Ei liegt noch heute auf der Schüssel, die zur Passahfeier auf dem Tisch steht, als Symbol für den lebenshaften Hühnervogel Jesu. Es gibt sogar Gebichte, die annehmen, die vorwiegend rote Farbe der Ostereier stamme aus der biblischen Erzählung, von den mit Lammbiut beschmierten Wölfen der jüdischen Häuser in Ägypten. Doch kann vernünftlich die Bedeutung dieser Farbe ebenso wie der ganze Brauch weiter zurück als

die Entstehung der Bibel und das Rot als Farbe des Feuers und des Lichtes bezeichnet das Aufsteigen der neuen Sonne, die den Frühling bringt.

Eine seltsame und nicht ganz geklärte Bedeutung kommt auch dem geheimnisvollen Schlangenei zu, das die keltischen Druiden als Fruchtbarkeitsymbol verehrten.

Auf jeden Fall fanden die Begründer der christlichen Kirche schon einen sehr ausgebildeten Fruchtbarkeits- und Eierkult vor, als sie an die Aufteilung des Kirchenjahres und seiner Feste gingen. Am das Volk nicht abzuschrecken, ihm wenigstens dem Anschein nach seine alten Feste zu lassen, wurden die christlichen Feste nach den altgewohnten eingerichtet, wurde das Weihnachtsfest um die Zeit des Wintersonnenwendpunktes, das Osterfest um die Zeit des Frühlingsvollmondes gelegt. Ja, man hat sogar in der Wahl des Namens weitgehende Konzeptionen gemacht. Während die romanischen Völker den alten jüdischen Namen des Passahfestes in Pasques, die slawischen in Pascha etc. umwidmeten, wurde in den germanischen Ländern das Fest der Auferstehung Christi nach der heidnischen Frühlingsgöttin Ostara benannt.

Seit dem 3. Jahrhundert nach Chr. wurden in den Kirchen zum Ostereier Eier gesegnet, die man sich später unter Beobachtung verschiedener Bräuche zum Geschenk machte. Besonders die Kinder beglückte man damit. Und die Sitte, singend durch die Straßen zu ziehen, und an den Häusern Eier zu erbetteln, war schon früher sehr verbreitet.

Der französische König Heinrich II. war der erste, aus dem Osterei über seinen symbolischen Wert hinaus eine wirkliche Kostbarkeit zu machen. Er schenkte Diana von Poitiers zum Osterfest ein köstliches Geschenk, das in ein Perlmutterei eingeschlossen war. Diese Sitte verallgemeinerte sich, zuerst am prunkliebenden französischen Hofe, dann auch an den anderen europäischen Fürstenhöfen, die es den eleganten Franzosen gleich tun wollten. Eier aus kostbaren Metallen, mit Juwelen eingelagert, wurden hergestellt und verschenkt.

Am längsten hat sich diese Sitte der kostbaren Ostereier in Rußland erhalten. Bis zum Umsturz war am russischen Kaiserhof die Verteilung juwelen geschmückter Ostereier an die Höflinge üblich. Am Ostermorgen umarmte und küßte der Zar feierlich alle Mitglieder seiner Familie in Anwesenheit der Truppen und machte ihnen Geschenke. Kostbare Kleinode dieser Art, Ostereier aus Malachit und Lapislazuli, Ostereier zum Öffnen, in denen sich zierliche Kunstwerke, Wagen mit Pferden, Modelle von

Schlössern usw. befanden, werden noch in vielen europäischen Fürstenschlössern als Geschenk russischer Baren gesiegt.

In Rußland werden übrigens auch heute noch besonders hübsche, buntlackierte Ostereier in Holz hergestellt, die die kleinen Leute einander schenken; die Revolution hat diesen Brauch keineswegs abgeschafft.

Das Verhaken der Ostereier ist eine typisch germanische Sitte. Ihr Ursprung ist unbekannt.

Auch der Osterhase, ebenfalls nur in germanischen Ländern bekannt, verleugnet seinen heidnischen Ursprung nicht. Er war das Tier der Göttin Ostara. Ursprünglich sind sogar viele Osterlachen in Hasenform hergestellt worden. An seine Stelle ist aber vielerorts heute das Lamm getreten, dessen christliche Bedeutung unzugänglich ist, und das deshalb als Sinnbild besser verstanden wird.

Mannigfache Spiele werden mit den Ostereiern getrieben. Da gibt es Gegenden, in denen zwei Gruppen gegeneinander spielen, die Eier in verschiedene Körbe zu werfen suchen, andere, in denen die Eier gerollt werden, wieder andere, wo das „Stippen“ üblich ist, das Auseinanderstoßen zweier Eier, bei dem derjenige gewinnt, dessen Ei keinen Sprung bekommt.

In der Großstadt ist allerdings an die Stelle des Hühnereies mehr und mehr das süße Ei getreten, das aus Schokolade und Marzipan und aus Zucker unter Verwendung vieler Farben und Ingredienzien hergestellt wird. Oder man wählt eines der bunten, hohlen Pappbedekler, in die man dann an Schmutz und Spielzeug, an kleinen und großen Dingen alles hineinlegen kann, was man zu Eltern Freunden und Verwandten schenken möchte.

Aber stets wird die Eiform bevorzugt. Und obwohl sich der Schenkende selbst darüber oft nicht klar ist, offenbart sich doch im Festhalten an der uralten Form, selbst in unserer Zeit der Industrialisierung, eine tiefe, unbewusste Verbundenheit mit den überkommenen Sinnbildern, die schon vor vielen tausend Jahren wie am heutigen Tage Kreuz- und Dankbarkeit des Menschen ausdrücken für das neue Werden in der Natur, den Beginn des Frühlings und das Aufsteigen der Sonne.

Dr. St. C.

# Die Osterreiter der Lausitz

Slawische Ostersitten

In der Lausitz und im Spreewald, wo die letzten Reste des einst mächtigen Wendenvolkes wohnen, haben sich die religiösen Sitten und Traditionen der alten Slawen bis auf unsere Tage erhalten. Sie sind noch heute ebenso lebendig wie vor 3000 Jahren.

Natürlich, vor 3000 Jahren, denn das slawische Osterfest ist um viele Jahrhunderte älter als das Christentum — und der religiöse Anlaß, aus dem wir es heute feiern.

Das Osterfest der alten Slawen war der Sieg des Lebens und der Sonne über den Tod und die Winternacht. Alljährlich um die gleiche Zeit unterlag Welbog, der Herr des Lebens, der Sonne und der Güte, dem tödlichen Angriff des finsternen Vernichters Czernobog; alljährlich um die gleiche Stunde brach Welbog mit seinen Helfern Swantelwit und Triglaw die Nacht des Bösen, trieb ihn in den fernen Norden und gab den Menschen Sonne, Wärme und Leben zurück.

Im Gefolge des großen Welbog fuhr in ihrem Strahlenwagen, den weiße Rosse zogen, die gütige Göttin Hertscha, die Spenderin der Fruchtbarkeit. Sie warf den Segen auf die Felder, und aus dem von der Eisdede befreiten Boden sproß stark und voll Lebenskraft das erste leuchtende Grün.

So fuhr die Göttin Hertscha — die von den benachbarten Germanen „Ostara“ genannt wurde, und so dem alten Passahfest seinen heutigen, uns so urchristlich anmutenden Namen gab — durch die slawischen Lande. Aber konnte nicht dieser oder jener, der ihrer Güte bedurfte, ihrer Aufmerksamkeit entgangen sein? Ein solches Unglück mußte verhütet werden. So bestiegen denn die wendischen Bauern ihre Rosse und ritten hinter golddurchwirkten Purpurschirmen mit dem weißen Greif, dem Sinnbild des Wendentums, über die grünen Fluren, um die gute Göttin Hertscha um Segen für ihre Felder zu bitten. Chroniken, die über 1100 Jahre alt sind, berichten in staunender Bewunderung von solchen Umzügen, an denen mehrere hundert Reiterpaare teilnahmen, in ihrer farbenprächtigen, silber- und goldgestickten Festkleidung einen phantastischen Anblick bietend.

In der Vornacht des Hauptfesttages schöpfen die Mädchen dann das Osterwasser, das die geheimnisvolle Gabe besaß, Schönheit, Glück und Gesundheit zu verleihen. Am heiligsten und wunderbarsten war das Osterwasser, das aus dem Hertscha-See auf der Insel Rügen kam, auf dessen tiefem Grund die Göttin in ihrem Feenpalast thronte. Aber nicht allen war es möglich, diese weite Wallfahrt zu unternehmen, und so schöpften sie das Osterwasser um die Stunde der Mitternacht aus Seen, Teichen und Bächen. Aber schweigend mußte das geschehen, sonst verlor das Wasser seine wunderartige Kraft.

Am Tage des Hauptfestes herrschte dann im ganzen Lande das Osterrecht, das jedem jungen Mädchen und jedem jungen Mädchen die Möglichkeit gab, dem insgeheim längst gewählten Gegenstand seiner Zuneigung durch den Osterkuss auf beide Wangen seine Liebe zu bezeugen. Vergalt der oder die so Beglückte dies Bekenntnis durch das traditionelle Festgeschenk von zwei oder mehr buntemalten Eiern, so bestätigte er dadurch, daß die Liebe Gegenliebe gefunden hatte, und nach wenigen Wochen folgte dann das Verlöbnis.

Die Verehrung der Frühlingsgöttin Hertscha ist seit fast einem Jahrtausend der Religion des Kreuzes gewichen, aber die alten slawischen Ostersitten der Osterreiter, des Osterwassers und

des Osterkusses sind geblieben. Die katholische Kirche, zu der sich der größere Teil des Restes des Wendenvolkes bekennt, hat sie ebenso tolerant übernommen, wie den altgermanischen, in seinem Ursprung gar nicht christlichen Weihnachtsbaum, ohne den wir uns heute ein richtiges Weihnachtsfest nur schwer vorstellen können.

Noch immer reiten in der Lausitz und im Spreewald, wie vor 3000 Jahren, in der Oster-

nacht die Osterreiter paarweise, in nach Dörfern getrennten Zügen, über die grünen Fluren. Sie singen nicht mehr das Somenlied der Göttin Hertscha, sondern christliche Litanien. Sie reiten nicht mehr hinter dem Greifenbanner, sondern hinter dem Kreuzfahnen und golddurchwirkten Kirchenschirmen. Aber wie vor 3000 Jahren zünden sie immer noch nach dem Umreiten der Flur ein großes Feuer an, um die bösen Geister des Winters und des Feldschadens zu bannen und betreiben so zu gleicher Zeit die Nacht tausendjähriger Tradition und die seltsame Ehe altslawischer Tradition und christlichen Gottesglaubens. Ernest Kiejewetter.

Michail Sostachenko:

## Puschkin

Vor neunzig Jahren wurde Alexander Sergejewitsch Puschkin im Duell getötet.

Ganz Rußland, kann man sagen, trauert und vergießt heiße Tränen zu seinem Todestag. Aber am meisten trauert — Jwan Fjodorowitsch Golowkin.

Dieser gute Mann, sobald er nur den Namen Puschkin hört, fährt er plötzlich zusammen und sein Blick erstarrt.

Und wie, Bruder, soll er nicht zusammenzuden, wenn man im Leben des genialen Dichters Puschkin eine so traurige Seite entdeckt hatte?

Wir beginnen natürlich unsere Erzählung von weit her, damit wir ja nicht das Andenken dieses berühmten Dichters beeinträchtigen. Also fangen wir mit dem Jahre 1921 an. Auf diese Weise wird alles anschaulicher werden.

Im Jahre 1921, im Dezember, lehrte Jwan Fjodorowitsch Golowkin aus dem Heere in sein Heimatstädtchen zurück.

Damals fing eben die Rep\*) an. Belebung im Lande. Semmeln wurden gebaden. Der Sandel blühte. Mit einem Wort: das Leben pulsierte frisch. Aber nichtsdestoweniger irrte unser Freund Golowkin wahl- und ziellos durch die Stadt. Er hat keine Wohnung. Nur an den Samstagen schläft er bei Bekannten. Auf einer elenden Strohhutlage. Im Vorzimmer.

Na, und natürlich ist der Mann deswegen fleppisch gestimmt.

„Die Rep“, sagt er, ist gewissermaßen eine Utopie. Seit einem halben Jahre bin ich hier und kann keine Wohnung finden.“

Im Jahre 1923 hat endlich Golowkin nach langem Suchen und Irren eine Wohnung gefunden. Vielleicht hat er Ablöse bezahlt oder hat das Glück sich ihm plötzlich zugewendet — aber er hat sie gefunden.

Ein liebes Hämmlein. Zweifenstrig. Fassaden natürlich. Dede auch. Alles ist da. Nichts kann man sagen.

Ganz gemütlich hat sich Golowkin hier eingerichtet. Er ruinierte sich buchstäblich und hat sogar Tapeten angeklebt. Alles so eingerichtet, damit das Zimmer gemütlicher ausseh und er lebte da wie ein Puschkin.

Und die Zeit geht natürlich weiter. Nun ist der siebenundachtzigste Todestag unseres teuren Dichters Puschkin. Und dann der achtundachtzigste.

Am neunundachtzigsten Todestag gingen allerlei Gerüchte im Hause um. Puschkin! Schriftsteller. Lebte nämlich zu einer gewissen Zeit eben in dieser Wohnung. Hatte diese Wohnung mit seinem Genie beglückt. Es wäre also nicht übel, eine Tafel mit allen wissenswerten

Angaben für die späteren Geschlechter hier anzubringen.

Und Jwan Fjodorowitsch, sein Anglück nicht ahnend, nahm auch regen Anteil an den Beitreibungen zur Anbringung dieser Tafel. Ach, hätte er geahnt!

Eines Tages ist große Aufregung im Hause. Die Damen segnen. Rugen das Geschick. Nehren den Kohlenmehl weg.

Eine Kommission, fünf Mann stark, ist erschienen, die Wohnung zu betrachten.

Als die Kommission allerlei häuslichen Kram herumliegen sah: Geschirr und Möde — da seufzte sie tief.

„Hier“, sagte sie, „hat einmal Alexander Sergejewitsch Puschkin gewohnt! Na, und welcher Schlamperei! Hier steht ein Besen, da hängen Hosen — dort Hosenträger an der Wand. Es ist einfach eine Beleidigung für das Andenken dieses großen Genies.“

Also was ist hier viel zu erzählen? Nach kaum drei Wochen wurden alle Einwohner dieses Hauses auswaagioniert.

Es ist schon wahr, Golowkin schimpfte sehr. Er gab seiner Meinung laut Ausdruck und fürchtete nicht die Folgen.

„Was ist schon dabei? Na, ist er ein Genie gewesen. Und wenn er schon Verslein gedichtet hat wie: „Das Vögelchen springt auf dem Zweiglein“, deswegen müssen doch gewöhnliche Sterbliche nicht delegiert werden!“

Golowkin wollte zu den Beförden laufen, Kratwall schlagen, aber — er war mit der Suche nach einer neuen Wohnung beschäftigt.

Er sucht noch jetzt. Ist mager und ganz grau geworden. Und ist so anspruchsvoll geworden. Alle fragt er aus, wer früher in dieser Wohnung gelebt hat. Hat vielleicht hier der Schöpfer der Landesverteidigung gewohnt oder gar Demjan Bednij oder Meierbold? Sollten diese hier gewohnt haben, so will er die Wohnung — auch wenn man sie ihm umsonst gibt — nicht haben.

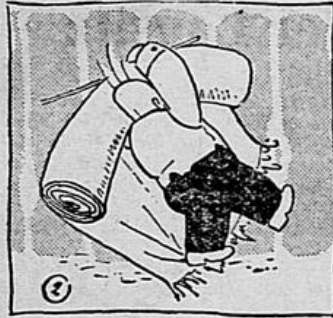
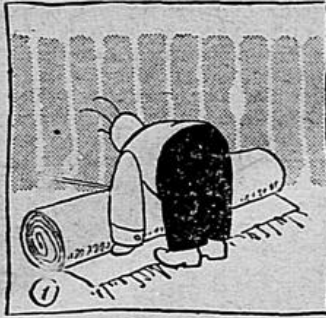
Das ist richtig. War oft sind diese großen Menschen so leichtsinnig, daß sie von Haus zu Haus ziehen. Und nachher ergeben sich solche traurige Folgen.

Man muß nicht weit gehen: In unserer Zeit hat unser gut bekannter Dichter Mitja Pensor Dimitrij Michailowitsch nicht weniger als sieben Zimmer im letzten Jahr gewechselt! Er konnte sich nirgends einleben. Nämlich weil er nicht zahlte. Weiß der Teufel, vielleicht ist er auch ein Genie!

Ach, und da wird man vielleicht nach fünfzig Jahren alle diese sieben Zimmer belegen! Die einzige Hoffnung bleibt, daß vielleicht bis dahin die Wohnungskrise gemildert sein wird. Die einzige Hoffnung!

\*) Neue ökonomische Politik.

Aus dem Russischen übertragen von Reba A. B.



Adamson ist häuslich

## Aus dem Alltag

### Der Nachbar

Mein Nachbar ist reich und dünkt sich deshalb auch vornehm. Er hat ein Haus und auch sonst alles, was Menichen mit gutem Einkommen sich leisten können. Er ist aber auch besonders stolz darauf, obwohl der Reichtum nicht sein persönliches Verdienst ist. Mit herablassender Miene sieht er manchmal auf mich, seinen armen Nachbar. Ich bin in seinen Augen der Gottlose, dessen Seele verdammt ist. Ich möchte ihm dann oft erzählen, daß ich von ihm dieselbe Meinung habe. Ich könnte ihm sagen, daß ich in meiner Hütte einer Ueberzeugung diene und Ideale beherberge, die mir das Leben so wertvoll machen, daß ich mit meinem hohlen Dasein nicht tauschen möchte. Ich könnte ihm erzählen, daß ich mir in einsamen Stunden eine Glückseligkeit erwaunert habe und daß ich ein Bankkonto habe, zu dem kein Dieb Zutritt hat. Ich könnte ihm zeigen, wie er arm an Liebe ist und Mitleid, wie arm an Freundschaft und Kameradschaft. Und wie arm an Zukunftsglauben.

Ich könnte, ich könnte — aber ich tue es nicht. Zwischen uns gibt es kein Verstehen. Er hat oft genug die Mahnung gehört: Du sollst nicht Schätze sammeln! Aber er sammelt sie — und bildet sich dabei ein, ein treuer Befehrer dessen zu sein, der davor gewarnt hat. Er kennt keine anderen Werte. Wozu ihm von meinen erzählen? Wozu dem im Western Verhafteten vom Morgen sprechen?

### Der Verräter

Der Arbeiter Winkler war Arbeiter, so lange er Betriebsprolet war. Er war es auch, als er stempeln ging. Seine schöne Handschrift bewahrte ihn nicht vor orthographischen Fehlern. Der Arbeiter Winkler kritisierte die „Gsch-Ratte“, wozu er, ausgetrennt, im Kreise seiner Freunde saß. Das ist kein Grund, ihm böse zu sein, denn schließlich reichen 20 Ké

wirklich nicht weit. Nur soll man nicht auf die kleine Hilfe in der Not und auf die, die sie zu gewähren bereit sind, schimpfen, sondern die Ursachen der Arbeitslosigkeit ergründen und ihre Urheber zur Verantwortung ziehen.

Der Arbeiter Winkler hatte aber Glück; er wurde ange stellt, angestellt außerhalb des Reiches der unsicheren Berufe. Das war Grund genug für ihn, sofort sich gründlich umzustellen.

Winkler schimpft jetzt Arbeitslose arbeitslos. Er will von seinen ehemaligen Kameraden nichts mehr wissen, er kriecht bereits nach oben und drückt nach unten und verleugnet seine Vergangenheit. Herr Winkler hat seine Nase ausgezogen und einen Stehfragen umgetan.

J. W.

## Kleine Frauenrundscha u

Madame Suzanne Schreiber = Cremieur wurde für ihre Verdienste um die französische Jugendpflege zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Sie wird auf der Ausstellung Paris 1937 die Abteilung: „Frau, Kind und Familie“ leiten.

Die höhere Mädchenschule in Cœux bei Paris wurde nach der Forscherin Marie Curie benannt.

Nach einem Dekret des französischen Arbeitsministers können von jetzt an bei den Wettbewerben für die Beamtenposten in seinem Arbeitsbereich die Frauen nur noch in einer Proportion von 50 Prozent, beziehungsweise 25 Prozent berücksichtigt werden. Diese Bestimmung ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, daß kürzlich bei einem Wettbewerb unter 14 zugelassenen Kandidatinnen sich neun Frauen befinden haben. Damals wurde offiziös erklärt, so etwas dürfe nicht mehr vorkommen. Und hier ist das Ergebnis. Offenbar zieht man also weniger fähige männliche Beamte den fähigen weiblichen vor!

Im schwedischen Parlament sitzen seit den Wännerwahlen zehn Frauen, gegen fünf im

vorigen Parlament. Das Parlament umfaßt im ganzen 220 Mitglieder. Der Prozentfab der Frauen ist also nicht groß. Fünf von ihnen sind in Stockholm gewählt worden.

Die Siamesin Pierra Hoon hat soeben an der Pariser Unibersität das Doktorat der Medizin mit der silbernen Medaille bestanden. Sie lebt in ihre Heimat zurück und wird dort als erste eingeborene Ärztin ihren Beruf ausüben.

In Quebec (Kanada) haben die Frauen immer noch nicht das Wahlrecht, da auch die letzte Aenderung des Gesetzes zu ihren Ungunsten mit 49 gegen 21 Stimmen abgelehnt wurde. Quebec ist die einzige kanadische Provinz ohne Frauenwahlrecht.



## Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch. Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 333.

Von Josef Hyna, Hostomitz a./B. (Original.)

Schwarz: Kc4, Dh5, Tc6, h6, Lh2, Ba7, e3. (7)



Weiß: Ka8, Df6, Tf8, Lb3, b8, Sb6, e5, Bd5, e2. (9)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 330: Ld2—e1!

Autoren und Lösungen zu den Mottoaufgaben:

Nr. 318 von Josef Hyna, Hostomitz: S65—g6! Nr. 319 von Josef Hyna, Hostomitz: S62—b6! Nr. 320 von Bruno Grand, Tetschen: S81—c1! Nr. 326 von Wilhelm Beutel, Arnsdorf: Tc4—e4! Nr. 327 von Wilhelm Beutel, Arnsdorf: Sb3—c1!

Richtige Lösungen zu Nr. 318, 319, 320, 326, 327 und 330 sandten nachfolgende Genossen ein: Tepper Franz, Karlsbad; Dimmeber Emil, Tetschen; Hahl Erwin, Schindler Robert, Freund Anton, Holfeld Otto, Lohmüller Hans, Chmiak Theo, Tyle Vladimir, sämtlich Nestersitz; Schöfel Anton, Schöbritz; Nitsch Rosa, Trupschitz; Bretschneider Otto, Drakowa; Walter Ludwig, König Anton, Steinwitz Hans, sämtlich Kwitkau; Krüsig Gustav, Wisterschan. — Zu Nr. 318, 319 und 320: Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Fracht Anton, Drakowa.

Zu Nr. 330 sandten noch folgende Genossen ein: Hyna Josef, Hostomitz; Richter Karl, Politz a./E.; Pusch Bruno, Kruschwitz; Vanček Franz, Hertine; Ulbert Rudolf, Prosditz; Havel Franz, Modlan, Geißler Josef, Alt-Serbitz; Berser Josef, Kletnaugetz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen.

### Arbeiterschach.

Im Serienspiel gewann Teplitz gegen Abt. Kwitkau mit 6:2 Punkten. Ein sehr schöner Kampf, in dem die Teplitzer Genossen entschieden von Glück begünstigt waren. Die Abt. Kwitkau hätte sich ein knapperes Ergebnis verdient. Nach diesem Sieg ist der Sektion Teplitz der Bezirksmeistertitel sicher.

Vorläufiger Stand nach der 3. Runde: Kwitkau 3 Spiele, 2 Siege, 14 Punkte; Teplitz I 2 Spiele, 2 Siege, 13 Punkte; Zuckmantel 2 Spiele, 1 Sieg, 7½ Punkte; Wisterschan 3 Spiele, 1 Sieg, 7½ Punkte; Teplitz II 2 Spiele, 4 Punkte.

Wisterschan gegen Teplitz II 4:2 Punkte für Wisterschan. Beide Mannschaften waren mit je 6 Spielern angetreten.

Die 4. Runde wird am 4. April ausgetragen. Es spielen Zuckmantel gegen Kwitkau in Zuckmantel und Teplitz I gegen Teplitz II. Mannschaft. Kampfrichter Schramm und Neulinger, Wisterschan.